

Et meminisse et vaticinari liceat.

Von Walther Horn, Berlin-Dahlem.

II. Über Zola's „l'accuse“

Te magistrum fundatorem, vos amicos
adjuvantes — mortuosque vivantesque —
voco vos, salutaturus salvatores!

Prof. Dr. Kraatz war zu Harolds Zeiten für gewisse Reformen der entomologischen Abteilung des Zoologischen Museums der Berliner Universität eingetreten. Als er keinen Erfolg sah, gründete er das „Deutsche Entomologische Nationalmuseum“ durch Vermächtnisse wissenschaftlicher Sammlungen und Bibliotheken als Zusammenschluß von Privatentomologen. 1887 gelang es, von der Stadt Berlin primitive Räumlichkeiten zu erhalten, 1905 ein Haus zu kaufen und eine größere Wohnung desselben für das Museum herzugeben. Inzwischen war Prof. Kraatz 74 Jahre alt geworden und so gut wie erblindet; mir, seinem Schüler, hatte er die Zukunft des Museums anvertraut; 1909 starb er. Stets war allen deutschen Entomologen bekannt gewesen, daß die Kraatzsche Schöpfung im Gegensatz zum Zoologischen Museum der Berliner Universität gegründet war. — Der damalige Direktor des Zoologischen Museums der Berliner Universität, Prof. Dr. Brauer, hatte sich bis zum Tode von Prof. Kraatz zu meinem Wirken stets sympathisch geäußert. Das änderte sich mit einem Schlage, als er erfuhr, daß Kraatz außer seiner Sammlung und Bibliothek ein Vermögen von fast einer Million Mark hinterlassen hatte: Fortan war das „Deutsche Entomologische National-Museum“ für ihn eine „gefährliche Konkurrenz“. Das junge Museum brauchte zum Erb-anfall der Kraatzschen Hinterlassenschaft die königliche Genehmigung. Hier setzte Prof. Brauer ein, indem er in einem Gutachten an das Preußische Kultusministerium die Verweigerung dieser Genehmigung forderte. Er behauptete dabei, ohne je unser Museum betreten zu haben, daß unsere Sammlungen dem „Diebstahl und anderen Schäden ausgesetzt“ seinen, nicht allen deutschen und ausländischen Gelehrten zur Verfügung ständen und zu Handelszwecken benutzt würden. Er hätte in seinem Zoologischen Museum genügend

Mittel, Kräfte und Räume für uns zur Verfügung. Ich kämpfte dagegen und erklärte, daß der Wille der Erblassers nicht gebeugt werden dürfe; im Gegensatz zu uns seien gerade im Zoologischen Museum wiederholt Diebstähle vorgekommen und Preislisten von Insekten veröffentlicht sowie durch Beamte Insekten verkauft worden. Besonders betonte ich, daß Brauer gleichzeitig mit seinem Gutachten über unser Museum in einem Museumsbericht das krasseste Gegenteil von dem gesagt habe, was er in dem amtlichen Gutachten über uns behauptet hätte, nämlich daß das Zoologische Museum unter dem allergrößten Mangel an Mitteln, Kräften und Räumen litte und daß ein Teil der Sammlungen „dem Staub und den Motten“ ausgesetzt sei; außerdem ständen nicht nur unsere Sammlungen, sondern auch unsere Bibliothek im Gegensatz zum Zoologischen Museum allen Entomologen zur Verfügung: Der einzige, der Wissenschaft würdige Standpunkt sei der, zu wünschen, daß jedes wissenschaftliche Institut floriere! Inzwischen hatte das Polizeipräsidium, Oberpräsidium und Ministerium des Innern das Testament von Kraatz geprüft und sich für Bewilligung der allerhöchsten Genehmigung der Erbschaft ausgesprochen. Als letzter Instanz wurden die Akten dem preussischen Kultusministerium zugeschickt, und zwar zunächst dem Ministerialdirektor Naumann als Chef des preussischen Universitätswesens. Brauer bestürmte ihn persönlich, während ich dem Ministerialdirektor gelegentlich kühl ins Gesicht sagte, daß „Brauer in seinem amtlichen Gutachten wissentlich die Unwahrheit geschrieben“ habe. Naumann nahm diese Worte schweigend hin und gab zu; daß ich eine gute Sache verträte; er könne mir aber auch nicht helfen, anderen ginge es auch nicht besser; ich solle verreisen . . . Kurz darauf teilte er mir mit, daß von seiner Seite der Widerstand gefallen sei, und er die Akten seinem Kollegen, Ministerialdirektor Dr. Schmidt (der jetzigen Exzellenz Schmidt-Ott), zugewiesen habe. Erstaunlicherweise wurde von letzterem noch einmal das Testament geprüft und gefunden, daß es unklar sei: man würde andere Erben für den Kraatzschen Nachlaß suchen, auch wenn man bis zum 13. Jahrhundert zurückginge. Meine Situation war inzwischen fast hoffnungslos geworden, die Zahlung der Baugelder für den Museumsbau stockte usw., ich entschloß mich schließlich, dem Justitiar des Kultusministeriums zu erklären, daß ich den König von Preußen um Schutz anrufen würde, der ja aus Dahlem ein wissenschaftliches Oxford schaffen wolle: Er würde nicht zugeben, daß sein eigenes preussisches Kultusministerium ein in Dahlem im Entstehen begriffenes wissenschaftliches Institut vernichten würde, weil einer seiner königlichen Direktoren

(Brauer!) darin eine schädliche „Konkurrenz“ sähe. Der Justitiar bat mich um 8 Tage Bedenkzeit, „es würde ihm vielleicht noch ein Lichtstrahl kommen“. Nach einer Woche wurde entschieden, daß die Stadt Berlin Erbin der Kraatzschen Hinterlassenschaft sei, wobei der Name des Museums in „Deutsches Entomologisches Museum“ geändert wurde. Die Stadt Berlin nahm die Erbschaft unter Annahme der von den Testamentsvollstreckern vorgelegten Verfassung an.

Das war der erste Kampf, den das preußische Kultusministerium in Gemeinschaft mit dem größten Zoologischen Museum von Deutschland vom 25. April 1910 bis 14. Oktober 1911 gegen mich geführt hat. Nachträglich bat mich am 25. Oktober 1912 der Ministerialdirektor Dr. Schmidt zu sich und legte mir nahe, die Kraatzsche Hinterlassenschaft nicht zur Gründung eines wissenschaftlichen Museums zu verwenden, sondern alle wertvollen Tiere dem Zoologischen Museum zu überweisen, nur eine Schausammlung herzurichten und die vorhandenen Mittel für Vorträge verwenden zu wollen. Ich wies dieses Ansinnen zurück, da ich als Testamentvollstrecker meine Pflicht zu tun hätte. Seine Bitte, von scharfen Angriffen gegen Brauer abzusehen (er selbst könne leider Brauer gegenüber nichts erreichen, „da sich derselbe doch nicht danach richten würde“) versprach ich zu erfüllen. In den Skizzen aus der Geschichte des „Deutschen Entomol. Museums“ („Entomol. Mitteilungen“, 1912, p. 1—6 u. 33—38) hielt ich mein Wort. Der Tagespresse gegenüber schwieg ich gänzlich. Herrn Direktor Brauer versuchte ich gleichzeitig die Hand zur Versöhnung zu reichen, indem ich den Versuch machte, ihn zu besuchen, formaliter zu dem Zweck, eine Besuchskarte für das Zoologische Museum zu erbitten. Er ließ mir sagen, er sei für mich nicht zu sprechen; ich solle mich schriftlich an ihn wenden. — — —

Im April 1913 wurden erhebliche Unterschlagungen (Elfeldt) im Bureau von Brauer aufgedeckt und $\frac{1}{4}$ Jahr später umfangreiche Diebstähle in der zoologischen Sammlung. Im Februar 1914 wurde Brauer zum ordentlichen Professor befördert, im Februar 1915 als Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften bestätigt (zu wissenschaftlichen Publikationen war er seit seinem Dienstantritt im Zoologischen Museum so gut wie nicht mehr gekommen). Ich schwieg zu alledem und dachte nur lächelnd daran, daß derselbe Brauer nach Erkämpfung unserer königlichen Genehmigung zum zuständigen Ministerialdirektor gegangen war, um zu bitten, es möchte mir bei der Einweihung des Deutschen Entomologischen Museums keinerlei „offizielle Anerkennung“ zuteil werden, da das — für ihn ungünstig scheinen könnte. —

2 $\frac{1}{2}$ Jahre hatte ich nach der königlichen Genehmigung für den friedfertigen Ausbau meines Institutes zur Verfügung. Absichtlich hielt ich mich von allen Berliner entomologischen und zoologischen Kreisen fern, schuf einen kleinen Verein zur Förderung meines Institutes und gründete eine Zeitschrift, welche derart war, daß sie keiner anderen in Berlin bestehenden Abbruch tun konnte. Als sie fehl schlug, ersetzte ich sie durch zwei andere, und langsam begann uns ein kleiner Stern zu leuchten. So oft ich von Unfreundlichkeiten der Herren des Zoologischen Museums hörte (man verbreitete gern die Nachricht, daß unser Museum nur dürftige Sammlungen besäße; man bat uns um Insektenmaterial, ohne es hinterher in den Publikationen zu erwähnen usw.) schwieg ich und bemühte mich, bei jeder Gelegenheit zu beweisen, daß ich „vergessen“ könne. Dann kam der Krieg: Ich stellte mich, hart an der Altersgrenze stehend, gleich im Anfang bedingungslos zur Verfügung und ging als Feldarzt nach Rußland. Als ich nach 4 Jahren zurückkam, fand ich ein in seinen Grundfesten ruiniertes Institut vor; unsere internationalen Beziehungen waren zusammengebrochen und die Zinsen unseres Vermögens hatten nur noch den papiernen Wert von ca. 3200 Mark. Bis 1919 hatte ich stets unbezahlt für mein Institut gearbeitet, ohne einen anderen Beruf auszuüben, und auch niemals von der äußerst bescheidenen Repräsentationssumme von 900 Mark, die ich mir als Direktor hatte aussetzen lassen, Gebrauch gemacht. Ich lebte von den 12000 Mark Zinsen meines Vermögens, jetzt teilte ich plötzlich das Los der sogenannten „Kleinen Rentner“. Um den Etat meines Institutes nicht noch mehr zu belasten, wollte ich keine Hilfe von der Stadt Berlin beanspruchen und bat nur um eine Volontärstelle in einem städtischen Krankenhaus, um meine medizinischen Lücken zu ergänzen und mir dann später in einem kleinen Ort Deutschlands eine bescheidene Existenz schaffen zu können. Ein rapide einsetzender körperlicher und psychischer Zusammenbruch (der dritte in meinem Leben) durchkreuzte diesen Plan und zwang mich, die durch Herrn Bürgermeister Reicke gebotene Hilfe (M. 6000.— plus üblicher Zulagen) von der Stadt Berlin anzunehmen, unter der formalen Voraussetzung, daß die Beträge allmählich aus der Kraatzschen Stiftung „zurückerstattet“ werden sollten. Monate vergingen, ehe ich mich einigermaßen erholte; die Gefahr der Zukunft hatte ich aber von Anfang an klar erkannt: es gab nur zwei Wege für unsere Rettung, entweder eine wirkliche Übernahme des Deutschen Entomologischen Museums seitens der Stadt Berlin als städtisches Museum oder einen Anschluß an eine kapitalkräftige Instanz. Als letztere erschien mir das Reich möglich, und zwar auf

dem Umwege der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, da diese sich keine Abteilung für theoretisch-systematische Insektenkunde und Bibliographie aus eigenen Mitteln schaffen konnte. Die Versuche einer Übernahme des Institutes seitens der Stadt schienen zunächst von Erfolg gekrönt zu sein; es gelang mir, 1919 die drei wissenschaftlichen Angestellten und den Präparator in die städtische Besoldungsordnung hineinzubringen, Vorschüsse von der Stadt Berlin zu erwirken und einen Etats durchzudrücken, welcher, wenn auch knapp, wenigstens annähernd nach der Geldentwertung eingestellt war. Aber bald wurden die Zuschüsse zurückgefordert. Um eine Umstellung der Ziele meines Institutes zu erleichtern, ließ ich den Namen „Museum“ in „Institut“ ändern und richtete offiziell drei Abteilungen ein, je eine für Bibliothek, Publikationen und „Sammlungsarchiv“. Die Sorge für die beiden ersten übernahm ich als Geschäftsführer des Vereins bzw. durch Unterstützung meiner Freunde, so daß fast der ganze Etats für das „Sammlungsarchiv“ frei blieb. Es glückte 1920 noch einmal, einen Haushaltsplan genehmigt zu bekommen, in welchem allerdings fast nur für die Gehälter der Angestellten gesorgt war. Im April 1921 traf uns der lang erwartete Schlag: Die Stadt Berlin verlangte, wir müßten inkl. aller Gehälter mit 35000 Mark im Jahr auskommen! Herr Schenkling und meine Stenotypistin hielten aus. Noch einmal konnte ich das Schlimmste abwenden, indem die Stadt wenigstens einen Notetat bewilligte; wie knapp derselbe bemessen war, beweist am besten die Summe von 5000 Mark für Heizungszwecke für ein volles Jahr! Ich spannte all meine persönlichen Beziehungen bis zum äußersten an, um Hilfe zu schaffen. Für die fehlenden Arbeitskräfte sprang ich vor allem selbst durch Erhöhung meiner eigenen Arbeitsstunden ein, die allmählich auf 11 Stunden an Wochentagen, 8 Stunden an Sonntagen stiegen, ohne einen Tag Ferien im Jahr. Im übrigen suchte ich durch zusammengebetteltes Geld Hilfskräfte stundenweise zu beschäftigen, um mein Institut über Wasser und vor allem die Bibliothek auf dem Laufenden zu halten. Dies gelang, wenn auch mühsam, indem wir noch unseren vollen Tagesdienst bei einer Temperatur von 7—8° C in den Räumen des Institutes machten und, wenn die Temperatur noch tiefer (bis 4 unter Null!) sank, in zwei Zimmer meiner eigenen Wohnung flüchteten. Aber selbst im letzteren Falle waren wir täglich noch stundenweise im Museum tätig, um Insekten und Bücher auszuleihen, die Sammlungen durch Blausäure zu desinfizieren, eine neue Bibliotheks-Kartothek anzulegen usw. Die Situation war dabei höchst absonderlich geworden: äußerlich dürftigste Armut: Die Stadt Berlin hatte uns ohne jede Mitteilung auf drei Fünftel

unserer kümmerlichen früheren Bezüge gesetzt (ca. 3000 Mark pro Monat im September 1922!), während sie ihren Stenotypistinnen das Vierfache zahlte). Ich mußte schließlich selbst den größten Teil des Gehalts unserer Stenotypistin bei Gönnern zusammenbetteln. Im Gegensatz dazu innerlich ein Reichtum, der unter den naturhistorischen Instituten von Deutschland beispiellos dastand: über 230 ausländische, ca. 100 inländische Zeitschriften, dazu jährlich Eingänge an Einzelwerken im Werte von ca. 100 000 Mark und an Sonderdrucken im Werte von ca. 30 000 Mark; alle Bücher laufend gebunden, Kartothek sich auf Kartothek häufend. Die ganze Welt ging uns dabei noch um wissenschaftliche Hilfe an; die größten naturhistorischen Institute von Deutschland wandten sich an uns, um ihre eigenen Arbeiten von uns gedruckt zu bekommen. Was seit unserer Eröffnung geleistet war, mögen z. B. folgende Zahlen illustrieren: Es hatten mir insgesamt in diesen 10 Jahren für Insektenankäufe 1416 Mark, für Ankauf von Büchern usw. 4531 Mark, für Einbinden 11002 Mark zur Verfügung gestanden; dabei war der Bestand der Sammlungen von 550 000 auf 1 150 000 gestiegen, die Zahl der Insektenschränke von 68 auf 163, die Zahl der Einzelwerke von 9000 auf 13 000, die Zahl der Sonderdrucke von 6000 auf ca. 18 000. Unsere Publikationen waren seit 1913 über zweimal so umfangreich wie die des größten zoologischen Museums von Deutschland! Außer zahllosem Einzelmaterial waren uns 18 geschlossene Insektensammlungen geschenkweise zugefallen, 9 weitere testamentarisch festgelegt, dazu 8 entomologische Bibliotheken. Seit dem Januar 1920 waren über 65 000 Insekten zur wissenschaftlichen Bearbeitung nach 13 verschiedenen Ländern ausgeliehen worden. Als das Britische Museum, die größte Bibliothek der Welt, kürzlich bei uns nach 46 Publikationen fragte, welche es selbst nicht besaß und in England nicht erhalten konnte, hatten wir 23 davon. Unsere Entomologenbilder umfassen über 1800 Nummern; wohl soviel, wie alle übrigen Museen der Welt insgesamt kaum besitzen. Wir waren das einzige Museum der Welt, welches für seine entomologischen Sammlungen Kartotheken aufgestellt hatte.

Während dieser ganzen Zeit hatte ich im stillen Verhandlungen mit dem Reich geführt, um unser Institut der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft anzugliedern. Die Stadt Berlin erklärte sich auf meinen Antrag zur Abgabe des Institutes bereit, das Reich stellte die Übernahme in sichere Aussicht. Da passierte etwas ganz Unerwartetes: Der zweite Direktor des Zoologischen Museums, Prof. Tornier, wandte sich hinter meinem Rücken an die Stadt Berlin, obwohl ihm bekannt war, daß der Magistrat mich für die Über-

nahmeverhandlungen ernannt hatte. Er enthüllte dabei folgenden Plan: Er handele mit Zustimmung des preußischen Kultus- und Finanzministeriums; das erstere wolle unser Institut gern haben, Geld stände jedoch beiden Ministerien dafür nicht zur Verfügung. Das Zoologische Museum hätte aber Räume, Arbeitskräfte und Mittel genug, um uns mit zu verwalten: Präparator, Stenotypistin usw. brauchten sie nicht, der kleine Rest unseres Stiftungskapitals reiche aus, um mich „meinen Kenntnissen entsprechend“ zu beschäftigen. Unser Grundstück mit dem Gebäude könnte verkauft bzw. vermietet werden, und aus dem Erlös könnte das gleiche mit Herrn Schenkling geschehen; die Sammlungen, Bibliothek usw. könnte man dann in das Zoologische Museum nach Berlin überführen. Ich hörte von alledem erst nach der dritten Verhandlung. Es war mir dabei bekannt, daß das Zoologische Museum so dürftige Mittel für seine entomologische Abteilung zur Verfügung hatte, daß eine wissenschaftliche Stelle seit dem April 1921 nicht wieder besetzt war, daß die Zahl der Hilfskräfte für Präparationszwecke allmählich immer geringer geworden und dabei zum erheblichen Teil für die Schausammlung in Anspruch genommen war; daß die alten unpräparierten Bestände nicht aufpräpariert werden konnten. Ich wußte, daß das zoologische Museum die wichtigste moderne Literatur nicht mehr beschaffen konnte, daß beim Versand von Bestimmungsendungen die Entleiher Portoersatz leisten sollten usw. Mit Verwundern dachte ich daran, daß durchschnittlich kaum 4 Wochen in meinem Institut vergehen, ohne daß ein auswärtiger Gelehrter (zum erheblichen Teil Ausländer) sich Hilfe suchend an mich wendete, weil er keine Antwort bzw. keine Sendung vom Zoologischen Museum erhielt. Ich dachte an die 6000 Nummern meines Ausgangs-Journals im Laufe eines Jahres! Und — ein solcher Betrieb sollte vom Zoolog. Museum, wo noch eine idyllische sechsstündige Arbeitszeit pro Tag (als ob es keinen Weltkrieg gegeben hätte) existiert, so nebenbei mitübernommen werden! Es besteht kein Zweifel, daß die Direktoren (Kükenthal und Tornier) nicht so ahnungslos sein konnten, daß sie von alledem nichts wußten: Sie haben offenbar wie Brauer seinerzeit wissentlich eine falsche Anschauung erwecken wollen. Man teilte Herrn Prof. Tornier mit, daß ich ja für die Verhandlungen bestimmt sei; er möchte sich an mich wenden. Ich erklärte mich bereit zu verhandeln, und Prof. Tornier ließ sich bei mir anmelden; aber vergeblich erwartete ich ihn; nur sein Begleiter, ein Stadtsekretär, erschien und berichtete, daß Prof. Tornier sich auf dem nahen Untergrundbahnhof mit ihm getroffen habe, derselbe sei aber nur bis zum Torweg meines Institutes mitgekommen.

Unterwegs habe der Direktor die schicksalsschwere Frage gestellt, ob bei den 35 000 Mark im Haushaltsetats die Gehälter von Herrn Schenkling und mir miteinbegriffen seien (um zu erfahren, wie uns das Messer an der Kehle saß!). Der Stadtsekretär lehnte (durch mich vorher gewarnt) die Antwort ab und verwies auf mich. Eine Weile hatten dann die beiden Herren noch unten an meinem Gattertor gestanden, dann — ging Prof. Tornier nach Hause, nachdem er die Anschauung geäußert hatte, ich würde wohl auf seinen Vorschlag nicht eingehen; denn ich hätte ja so viel Beziehungen, daß ich wohl allein das Museum halten könnte. Aber damit war dieser Plan nicht erledigt. Das Kultusministerium ernannte einen Herrn von Rottenburg zum „Kommissar“, um den Versuch zu machen, meine Verhandlungen mit dem Reich zu durchkreuzen. Prof. Tornier bat persönlich den Direktor der Biologischen Reichsanstalt, uns nicht zu übernehmen, da es „im Interesse der Wissenschaft“ besser sei, wenn das zoologische Museum unsere Selbständigkeit beseitigte. Gleichzeitig suchte Prof. Dr. N . . . , der Direktor eines neu gegründeten Kaiser-Wilhelm-Institutes (das noch keine eigenen Räumlichkeiten besaß) ohne Wissen des Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unsere Not seinem Plan nutzbar zu machen, indem er à la Tornier hinter meinem Rücken mit der Stadt Verhandlungen anbahnte, ob er mein Gebäude mieten könne. Gefragt, weshalb er sich damit nicht an mich persönlich wende, meinte er, das sei ihm peinlich, denn es sähe vielleicht so aus, als ob ein Kollege einen anderen ausmieten wolle. Außerdem ereignete sich noch etwas sehr Eigenartiges: Herr Dr. Zacher (derjenige deutsche Entomologe, welcher mir mehr als irgend ein anderer Dankbarkeit für erwiesene Unterstützung schuldete und der früher Assistent beim derzeitigen ersten Direktor des Zoologischen Museum [Kükenthal] gewesen war) ließ sich eines Tages sehr eilig bei seinem jetzigen Chef, dem Direktor der Biologischen Reichsanstalt, melden, um ihm zu sagen, daß Kükenthal der letzteren eine Insektensammlung als Geschenk anböte, wenn die Verhandlungen zwischen mir und dem Reich scheiterten. Der Direktor der Biologischen Anstalt wies den Antrag zurück; aber leider fing das Reich bald darauf an, pekuniäre Bedenken betreffs der Übernahme zu haben. Unsere Situation war fast hoffnungslos geworden. Ich suchte nach neuen Beziehungen und erreichte, daß der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft nebst einigen einflußreichen Senatoren unter Hinzuziehung des Präsidenten der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und des zuständigen Ministerialdirektors des preußischen Kultusministeriums (meiner beiden alten Gegner) mein Institut besichtigte mit dem Ergebnis, daß man

sich für eine Übernahme aussprach. Aber Monate vergingen wieder, ohne daß eine endgültige Antwort kam, und pekuniär konnte ich kaum noch aushalten. Als ich schließlich bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft anfragte, erhielt ich die Antwort, daß bei der inzwischen eingetretenen katastrophalen Geldentwertung jede Hoffnung ausgeschlossen sei! Wenige Tage später erklärte das Reich dasselbe, und damit schien mein Institut endgültig zusammengebrochen zu sein. Trotzdem arbeitete ich einen neuen Plan aus, der darauf hinauslief, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft mein Institut von neuem anzubieten, aber unter der Bedingung, daß der Verein zur Förderung des Deutschen Entomologischen Instituts und ich selbst mit meinen persönlichen Beziehungen die Hauptlast des Etats übernehmen sollten. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft bewies mir in den jetzt eintretenden Verhandlungen ein schrankenloses Zutrauen, und die Stadt Berlin war froh¹⁾, die moralische Bürde meines Institutes los werden zu können. Als Lösegeld verpflichtete sie sich auf mein Verlangen, Herrn Schenkling in städtische Dienste zu übernehmen. Gewiß ist es für mich sehr schmerzlich, meinen langjährigen Mitarbeiter und Genossen so vieler glücklicher und trauriger Jahre zu verlieren, aber die pekuniäre Sicherstellung seiner Zukunft war entscheidend für seine Wahl. So ist damit das Deutsche Entomologische Institut ein Kaiser-Wilhelm-Institut geworden und hat als solches nicht nur seine Selbständigkeit bewahrt, sondern viel größere Freiheiten bekommen. Unsere Zukunft ruht aber zum großen Teil auf unserer eigenen Kraft und auf der Hilfe unserer Freunde: Niemals hat in all diesen harten Jahren mein Institut anderen gegenüber seinen Beistand versagt, niemals hat sich bisher mein Ruf um Hilfe bei unserem Freundeskreis als trügerisch erwiesen: das gibt mir den Mut, auch jetzt der Zukunft ins Auge zu sehen! „Luctor et emergo“ bleibt unsere harte Devise! „Hilfe ums Dasein“ erwarten wir jetzt von unseren Freunden noch mehr als bisher!

Der Mann, der da unten an meiner Gatterpforte gestanden und nicht den Mut gefunden hat, mir mit seinem jämmerlichen Vernichtungsvorschläge unter die Augen zu treten, hat sich selbst gerichtet: Zu

¹⁾ Im letzten Augenblick versuchten meine Gegner noch einen Gewaltstreich. Sie denunzierten uns bei der Stadt Berlin, daß die Absicht bestände, das Deutsche Entomologische Institut (nach der Abgabe seitens der Stadt) nach dem Ausland zu verkaufen! Diese Denunziation wurde an diejenige sehr wenigen Menschen bekannte, aber für uns recht empfindliche Stelle gerichtet, an welche es Herrn Prof. T o r n i e r seinerzeit gelungen war, sich zu wenden.

einer Zeit, wo die deutsche wissenschaftliche Zoologie dicht vor dem Zusammenbruch steht, hat die Direktion des größten zoologischen Museums von Deutschland nur die eine Angst gehabt, es könnte einem unter den größten persönlichen Opfern seit Jahren um die Existenz seines Institutes ringenden Kollegen gelingen, sein Institut zu retten! Dem gegenüber habe ich nur den einen Wunsch: Möge das Schicksal mir noch vergönnen zu erleben, daß an die Spitze des größten deutschen zoologischen Museums ein Mann gerufen werden möchte, der im Gegensatz zu Brauer, Kükenthal und Tornier die Begriffe des kollegialen Anstandes kennt, der sich der Größe seines Museums und dem Ansehen der deutschen Zoologie würdig zu benehmen versteht! — — —

Es geht eine alte Mähr: Einst zogen die hohen Ritter aus, in großer Schar und mit großer Meute, um wieder einmal den alten Eber zu jagen, den sie schon so oft gehetzt. Sie stöberten ihn auf und glaubten schon, sein Fell verteilen zu können; da — überrannte das widerspenstige Borstentier die Schützenkette, durchbrechend zur Freiheit, wenn auch mit Wunden bedeckt. — — Die Kraft des Menschen gilt, in harter Zeit das Schicksal beugen!

Zur Kenntnis des Coleopterengenus *Donacia*. 1. *D. impressa* Payk. und *brevicornis* Ahr.

Von Dr. G. Ischreyt, Libau.

Die große Variabilität der Donacien hat zur Aufstellung von Arten verleitet, die sich nach äußeren Merkmalen nicht immer mit Sicherheit voneinander trennen lassen. Bei der Bearbeitung meines in Kurland (Libau) gesammelten Materials, wobei ich von den Herren Dr. Siebert (Libau) und Dr. Horn (Berlin) aufs liebenswürdigste unterstützt wurde, lernte ich diesen Mißstand aus eigener Erfahrung kennen. So ergaben sich mir Schwierigkeiten bei der Unterscheidung von *impressa* Payk. und *brevicornis* Ahr., die nach Thomson heute allgemein für verschiedene Arten gehalten werden, trotzdem dies bereits 1878 von Czwalina (1) bestritten worden war. Für die Unterscheidung kommt hauptsächlich folgendes in Betracht: *impressa* hat nach Seidlitz (5) spitz vorspringende, *brevicornis* abgerundete Hschvorderecken; nach Reitter (6) spielt die Breite der Fd. epipleuren eine Rolle (bei *impressa* schmal, bei *brevicornis* breit), doch scheint er dieses Merkmal später fallen gelassen zu haben, denn in den Bestimmungstabellen von 1920 erwähnt er es nicht, sondern richtet sich nach